

Rede Björn Brolewski zur fair share! Veranstaltung am 08.03.24

Ich bin in vielen Hinsichten privilegiert. Einige dieser Privilegien sind recht offensichtlich, jedoch möchte ich heute über eines sprechen, das etwas weniger augenscheinlich ist.

Ich habe 2010 angefangen, Kunstgeschichte zu studieren. Feministische Akteur:innen waren auch zu dieser Zeit aktiv, feministische und emanzipatorische Themen waren in der Regel aber weniger präsent, als sie es heute sind. Natürlich waren mir die Ungleichbehandlung aufgrund des Geschlechts und die starren Rollenbilder für Männer und Frauen bewusst, wie groß jedoch das dahinterliegende strukturelle Problem ist, nicht.

Gleich in meinem ersten Kunstgeschichtsseminar wurden Referate an die Studierenden verteilt und ich bekam die Möglichkeit, ein Referat über die Einführung in die Feministische Kunstgeschichte zu halten. In den kommenden Wochen vertiefte ich mich in die Recherchen und besuchte in diesem Rahmen die Bibliotheken für Kunstgeschichte und Gender Studies – beides zum ersten Mal. Der Beginn meiner akademischen Beschäftigung mit der Kunstgeschichte und meiner intensiven Auseinandersetzung mit feministischen Fragestellungen fielen auf denselben Zeitraum. In den kommenden Jahren fand ich in vielen weiteren Seminaren die Möglichkeit, mich in Referaten oder Hausarbeiten mit Themen zu Geschlecht, Gender, Sexualität oder Queerness zu beschäftigen, nicht selten dank einer Vielzahl an klugen und kritischen Dozent:innen und Kommiliton:innen.

Während eines Praktikums in einem großen Berliner Museum erzählte ich, dass die Feministische Kunstgeschichte einer meiner Interessenschwerpunkte sei, und wurde daraufhin gefragt, ob dies nicht unglaublich einschränkend sei. Ich selbst habe hier nie eine Einschränkung, sondern viel eher eine Bereicherung hinsichtlich meines Kunstverständnisses und eine Erweiterung meines Blickes gesehen.

Ich bin privilegiert, weil ich nie erst dem Mythos vom männlichen Genie verfallen musste, um dann später ergänzend auch die Namen einiger weniger Künstlerinnen zu lernen. Ich bin privilegiert, weil ich die Arbeiten von Künstlern nie als allgemeingültige Wahrheitsträger zu verstehen lernte, die Werke von Künstlerinnen hingegen als nischige Nebenschauplätze. Weil ich von Anfang an lernen durfte, Kunst nicht frei von Macht- und Blickbeziehungen zu betrachten, und ihre Produktion und Rezeption nie isoliert von Fragen nach Studien- und Ausstellungsmöglichkeiten, sozialen Normen und Gesetzen, finanziellen Situationen oder dem Aspekt der ungleichverteilten Care Arbeit.

Die Feministische Kunstgeschichte hilft uns zudem dabei, unsere Perspektive auch in anderen Hinsichten zu erweitern. Sie dient als Werkzeug, mit dessen Hilfe wir uns auch andere Unterdrückungsmechanismen bewusstmachen und ihnen etwas entgegensetzen können.

Der Kunst- und Ausstellungsbetrieb muss genauso intersektional gedacht werden, wie ein wirkungsvoller und zielgerichteter Feminismus. Wir müssen über Mehrfachdiskriminierung sprechen, über Kategorien wie race und Klasse, über die Situation von Menschen mit Migrationserfahrung, mit Behinderung oder von queeren Menschen.

Wenn ein imaginiertes Museum der Künstlerinnen* all dies kann, würde ich fast sagen: Let's go!

Leider befürchte ich, dass eine solche Institution es anderen Museen und Ausstellungshäusern noch leichter machen würde, sich aus der gesamtgesellschaftlichen Verantwortung zu ziehen. Und auch möchte ich es den zahlreichen, meist männlichen Museumsbesuchern nicht gönnen, sich „in Ruhe“ Picasso, Klee und Richter anzusehen, ohne dabei auch die Werke von Marie Laurencin, Kara Walker oder Pipilotti Rist beachten zu müssen, oder zumindest an ihnen vorbeizukommen. Statt einem isolierten Ort für Künstlerinnen wünsche ich mir eine Ausstellungs- und Ankaufspolitik, die es nötig macht, dass auch mal ein Baseltiz für mehrere Jahre oder besser Jahrzehnte im Depot verstaubt. Den Aktivistinnen von fair share! geht es um Gerechtigkeit. Aber vielleicht wäre ein bisschen Rache auch nicht schlecht.